

VANESSA LAFAYE
Die Farbe des Sturms

Autorin

Vanessa Lafaye wurde in Talahassee geboren und wuchs in Tampa, Florida, auf, wo kaum ein Jahr ohne Wirbelstürme vergeht. 1987 kam sie das erste Mal nach England, suchte das Abenteuer – und wurde fündig. Nach Zwischenstopps in Paris und Oxford zog sie mit ihrem Mann nach Marlborough, Wiltshire, wo sie bis zu ihrem Tod im Jahr 2018 lebte.

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

Vanessa Lafaye

Die Farbe
des Sturms

Roman

Deutsch von Andrea Brandl

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Summertime« bei Orion, London.

Die deutschsprachige Hardcover-Ausgabe erschien unter dem Titel
»SUMMERTIME – Die Farbe des Sturms« bei Limes.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2014 by Vanessa Lafaye

Published by arrangement with Vanessa Lafaye

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017 by Limes

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright dieser Ausgabe © 2019 by Limes in der Verlagsgruppe

Random House GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Redaktion: Angela Kuepper

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotive: Getty Images:

Kirsten Fenton/EyeEm; Jose Marquina/EyeEm

AF · Herstellung: wag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0761-0

www.blanvalet.de

Historische Anmerkung

Im Vergleich zu anderen Gegenden gestaltete sich das Leben in den 1930ern auf den Florida Keys einigermaßen unkompliziert. Zwar fehlten die modernen Annehmlichkeiten, die uns heute unerlässlich erscheinen, aber es gab genug zu essen, und die Winter waren mild und angenehm. Sonnenhungrige Touristen fuhren mit Henry Flaglers wunderbarer East Coast Railway bis nach Key West, um zu den herrlichen Stränden zu gelangen.

Doch es war auch eine Ära schwelender Rassenkonflikte. Die Rassentrennungsgesetze bestimmten nahezu jeden Lebensbereich, und erst nach 1950 kam es zu den ersten Gerichtsverfahren, in denen sie angeprangert wurden. Lynchjustiz war im gesamten Süden an der Tagesordnung, und zumindest 1935 wurden in Florida mehr derartige Morde dokumentiert als in irgendeinem anderen südlichen Bundesstaat.

Es ist durchaus nachvollziehbar, weshalb eine Gruppe verzweifelter heimat- und arbeitsloser Weltkriegsveteranen die Chance beim Schopf packte, einem staatlichen Beschäftigungsprogramm beizutreten – vor allem, nachdem ihnen die von der Regierung versprochenen Bonuszahlungen verweigert worden waren. Für sie war es das beste Angebot, das ihnen seit Jahren untergekommen war.

Die Einheimischen, Conchs genannt, lebten bereits seit

Generationen in der Gegend und mussten sich an die Gegenwart der trinkenden, traumatisierten und häufig sogar gefährlichen Männer erst gewöhnen. Man stelle sich vor, heutzutage würde jemand 250 Kriegsheimkehrer aus einem Krankenhaus geradewegs in ein gottverlassenes Kaff mit einem erbarmungslosen Klima und mangelhafter Infrastruktur verfrachten – der Ärger wäre praktisch vorprogrammiert. Die Veteranen zeigten sich nicht gerade von ihrer Schokoladenseite, und niemand hatte die Einheimischen darauf vorbereitet, was auf sie zukäme. Hilfe von offizieller Seite gab es sowieso keine.

Und dann zog der schlimmste Hurrikan aller Zeiten in Nordamerika auf. Am Labor Day 1935.

Dieser Roman schildert fiktive Ereignisse rund um den Sturm.

1

Die schwüle Luft fühlte sich wie Wasser in der Lunge an; man kam sich vor, als ertrinke man. Eine lasche Brise ließ die Wäsche auf der Leine kurz flattern, ehe die einzelnen Teile erschöpft in sich zusammenfielen und sich trotz der Hitze standhaft weigerten zu trocknen. Auch die täglichen Gewitter brachten keinerlei Abkühlung, sondern machten die Luft nur noch dampfiger. *Es ist, als würde man bei lebendigem Leib gekocht*, dachte Missy. So wie die großen Krabben, die in einem Eimer Meerwasser darauf warteten, in den abendlichen Kochtopf zu wandern.

Sie badete das Baby im Garten im Schatten der Banyan-Feige, nicht nur um den Kleinen zu säubern, sondern auch um ihm etwas Abkühlung zu verschaffen. Fröhlich patschte er mit den Händchen in seinem Zuber und bespritzte sie alle beide mit Seifenwasser. Er hatte den ganzen Morgen in seinem neuen Weidenkörbchen geschlafen, und Missy hatte beobachtet, wie seine runden Wangen eine alarmierende Röte angenommen hatten, wie die überreifen Erdbeeren im Garten hinter der Küche. Manchmal war es des Guten einfach zu viel, selbst bei den Erdbeeren; trotz ihrer Einmachkünste hatte sie angesichts der enormen Ernte in diesem Jahr die Waffen strecken müssen, weshalb die Früchte nun an ihren Sträuchern verfaulten.

Die Pfauen hockten schreiend in den Ästen über ihr. Mittlerweile war die Röte auf Nathans Wangen wieder der gewohnten Rosigkeit gewichen, und sie atmete erleichtert auf. Mit einem leisen Stöhnen erhob sie sich, setzte sich auf den hölzernen Küchenstuhl und wischte sich die Grashalme von den Knien. Abgesehen von Sam, dem Spaniel, der hechelnd auf der Veranda lag, war sie allein mit Nathan. Mrs. Kincaid, die eigentlich nur selten das Haus verließ, war bei Nettie, ihrer Schneiderin, und Mr. Kincaid war wie üblich in den Country Club gefahren. Während der vergangenen Monate hatte er bestenfalls eine Handvoll Nächte zu Hause geschlafen. Er arbeitete immer sehr viel. Die Mangroven verströmten einen satten Moschusgeruch, wie ein wildes Tier, und die dunkelbraune Wasseroberfläche erzitterte unter den Insektenbeinchen.

Nathan begann zu quengeln, wie immer, wenn er müde war. Sie nahm ihn aus dem Zuber und trocknete ihn ab. Ihm fielen bereits die Augen zu, und so legte sie ihn wieder in sein Körbchen. Dann streckte sie seufzend die Beine aus, damit die leichte Brise unter ihren Rock wehen konnte, schloss die Augen und wedelte sich mit dem papiernen »Ich liebe Washington«-Fächer, den Mrs. Kincaid ihr von ihrer Reise in die Hauptstadt mitgebracht hatte, Luft zu. Mrs. Kincaid hatte darauf bestanden, ihren Mann zu begleiten, um sich endlich auch mal wieder etwas Schönes kaufen zu können. Sie hatten sich so laut gestritten, dass es selbst Selma auf der anderen Straßenseite mitbekommen hatte, obwohl ihr Gehör nicht das beste war.

Trotzdem wusste Selma über alles und jeden Bescheid. Sie hatte gehört, dass Mrs. Andersons Sohn Cyril in der

Fischfabrik seine Hand verloren hatte, noch ehe Doc Williams gerufen worden war; und sie wusste auch, dass Mrs. Campbells Baby eine Hautfarbe wie Milchkaffee haben würde, obwohl Deputy Sheriff Dwayne Campbell das typisch rote Haar und die Sommersprossen seiner schottischen Vorfahren geerbt hatte.

Selma hatte Missy geholfen, als sie zu den Kincaids gekommen war, und ihr gezeigt, wo man das beste Gemüse und den frischesten Fisch bekam. Die Leute vertrauten Selma alles Mögliche an, auch private Dinge. Mit ihrem breiten Lächeln und den sanften Augen, die sie niederschlug, wenn man mit ihr sprach, wirkte sie unaufdringlich und nett, doch Missy wusste genau, dass sie sich nur so bedeckt gab, um ihren messerscharfen Verstand zu verhehlen. Jedenfalls war Missy bereits mehr als einmal Zeuge von Selmas Umtrieben geworden, und offen gestanden fürchtete sie sich ein klein wenig vor ihr, sodass ein leises Gefühl des Misstrauens ihre Freundschaft überschattete. Selma schien jeden im Ort manipulieren zu können, ohne dass die Leute es merkten, und bekam alles, was sie wollte. Kaum hatte Cynthia LeJeune Selmas Pfirsichauflauf bekrittelt, wurde aus unerfindlichen Gründen das neue Klärwerk so gebaut, dass der Wind den Gestank zum Haus der LeJeunes trug. Nur ein absoluter Vollidiot machte sich Selma zum Feind.

Seufzend streichelte Missy Nathans Wange. Sein rosa Mündchen formte sich zu einem Kreis, die langen Wimpern zitterten, und sein rundes Bäuchlein hob und senkte sich in einem gleichmäßigen Rhythmus. Der Schweiß lief ihr über den Nacken. Als sie sich vorbeugte, blieb der Stoff ihres Dienstbotenkleids an ihrem Rücken kleben. Am liebsten hätte sie es sich über den Kopf gestreift und

wäre splitternackt ins Wasser gesprungen. Aber dann kam ihr ein Gedanke: In der Kiste – nein, das Ding hieß »Kühlschrank«, hatte ihr Mrs. Kincaid erklärt – war noch Eis. Sie malte sich aus, wie sie sich eine Handvoll Eis in den Nacken halten und ihr Blut kalt durch die Adern strömen würde, bis sogar ihre Fingerspitzen kühl wären. Bestimmt hätten die Kincaids nichts dagegen; wahrscheinlich würden sie es nicht mal merken, wenn sie nur ein kleines Stück nahm. Die Luft stand förmlich. Die nachmittäglichen Gewitterwolken türmten sich wie riesige Wattebäusche am Himmel, dunkelviolett auf der Unterseite und oben gräulich-weiß.

Bin gleich wieder da.

In der Küche war es noch stickiger als draußen, obwohl die Fenster sperrangelweit offen standen und der Deckenventilator lief. Missy machte den Kühlschrank auf und griff nach dem Pickel. Ein faustgroßer Eisklumpen fiel auf die abgenutzte Holzarbeitsplatte. Sie nahm ihn und fuhr sich damit über den Nacken. Augenblicklich fühlte sie sich besser. Sie strich sich über die Arme und Beine, öffnete die obersten Knöpfe ihres Kleids und ließ das rasch schmelzende Eisstück über ihre erhitzte Haut wandern. Kühles Wasser rann über ihren Bauch. Mit geschlossenen Augen strich sie sich über die Kehle, fest entschlossen, das erfrischende Nass bis zur Neige auszukosten, als ein Geräusch an ihre Ohren drang.

Sam bellte. Einmal, zweimal. Aber es war nicht sein Begrüßungsbellen, sondern dasselbe Kläffen wie damals, als der Fremde mit dem irren Blick plötzlich im Garten gestanden hatte. Er hatte nichts Schlimmes gewollt, sondern bloß nach etwas Essbarem gesucht. Missy hatte ihn mit dem Küchenmesser in der Hand angeschrien, er solle

verschwinden, doch erst Sams wildes Gebell hatte ihn schließlich vertrieben.

»Nathan«, stöhnte sie und stürzte auf die Veranda. Im ersten Moment konnte ihr Gehirn nicht verarbeiten, was ihre Augen sahen – der Weidenkorb bewegte sich langsam über den Rasen in Richtung Mangroven, begleitet von Sam, der hysterisch um ihn herumrannte. Sie hörte Nathans leises Weinen, als sie die Treppe hinunterstürzte und durch den Garten lief.

Und dann sah sie es.

Das Tier mit der ledrigen Haut – fast genauso grün wie der Rasen – war im Schatten der Mangroven am Flussufer nur mit Mühe auszumachen. Der Alligator war riesig, größer als jeder andere, den sie je zu Gesicht bekommen hatte. Von seiner Schnauze, mit der er einen Henkel des Körbchens gepackt hatte, bis zu seinem urzeitlichen Echsen Schwanz maß er bestimmt über vier einhalb Meter. Bedächtig setzte er seine monströsen Klauenfüße voreinander und zerrte das Weidenkörbchen entschlossen zum Wasser.

»Nathan! O Gott! Hilfe! So hilf mir doch jemand!«, schrie sie und rannte auf den Alligator zu. Doch die angrenzenden Häuser waren verlassen. Alle hatten sich an den Strand begeben, um das große Barbecue zum 4. Juli vorzubereiten. »Sam, hol ihn! Los, schnapp ihn dir!«

Mit gefletschten Zähnen stürzte sich der Hund auf das Reptil, das jedoch mit verblüffender Geschwindigkeit herumfuhr, mit einer einzigen Bewegung seines gewaltigen Schwanzes den Hund erfasste und mit solcher Urgewalt durch die Luft schleuderte, dass er gegen den Banyanbaum knallte. Er rutschte am Stamm herab und blieb reglos liegen.

»Sam! O nein! Sam!«

Der Alligator setzte seinen Marsch fort. Missy rang nach Luft, schluckte gegen das Gefühl an, sich auf der Stelle erbrechen zu müssen. Alles schien blitzschnell und wie in Zeitlupe zugleich vor sich zu gehen. Panisch sah sie sich nach etwas um, womit sie auf das Tier losgehen könnte, doch Lionel, der Gärtner, verrichtete seine Arbeit mit so großer Sorgfalt, dass nicht einmal ein Ast auf dem Boden herumlag. Nur wenige Meter trennten das Tier vom Wasser. Und Missy wusste nur zu gut, was als Nächstes passieren würde: Der Alligator würde Nathan in den Sumpf schleppen und ihn zwischen die Mangrovenwurzeln zwängen, bis er ertrank. Dann würde er ein paar Tage oder gar eine Woche warten, bevor er sich das mürbe Fleisch einverleibte.

Sie stellte sich die Gesichter der Kincaids vor, wenn sie vom Schicksal ihres Söhnchens erfuhren, was sie tun würden, wenn sie herausfanden, dass Missy ihren Schützling so sträflich vernachlässigt hatte. Die gelben Augen des Reptils richteten sich auf sie. Das Tier betrachtete sie mit einer uralten, abgrundtiefen Gleichgültigkeit, als wäre sie eine Libelle, die über der Wasseroberfläche schwebte. Mit einem Mal spürte sie, wie die Panik von ihr abfiel und sich eine tiefe Ruhe über sie senkte. Sie hatte keine Angst mehr. Sie wusste, was zu tun war. *Dieses kostbare Baby wird kein Appetithappen für eine Rieseneidechse sein.*

Ihre Gedanken waren glasklar. Trotz des furchteinflößenden Mauls wusste sie, dass die größte Gefahr vom Schwanz des Tiers ausging. Vorsichtig trat sie näher zum Kopf hin. Sie musste sich nur für einen kurzen Moment im Schlagradius des Schwanzes aufhalten, der in

etwa die Länge ihres Körpers hatte, um sich Nathan zu schnappen. Wenn ihr das gelang, wäre er gerettet. Wenn nicht, hatte sie es verdient, dass sie ebenfalls ihr Leben ließ. Inzwischen hatte der Alligator das Ufer erreicht. Ihr lief die Zeit davon.

Da registrierte sie eine Bewegung auf der Veranda. Sekunden später kam Selma die Treppe heruntergerannt und lud im Laufen das Gewehr.

»Weg da, Missy!«, schrie sie und hastete mit wogenden Brüsten auf ihren kurzen Beinen an ihr vorbei. Missy hatte Selma noch nie laufen gesehen; sie hatte gar nicht gewusst, dass sie das überhaupt konnte. »Los, aus dem Weg!«

Missy warf sich auf den Boden und schlang schützend die Arme über den Kopf, als Selma breitbeinig stehen blieb, ihr Gleichgewicht wiederfand und zielte. Der Gewehrlauf war zwischen ihren ausladenden Brüsten und ihrem Oberarm kaum zu erkennen.

»Schieß, Selma!«, schrie Missy. »Um Himmels willen, knall das Vieh endlich ab!«

Ein donnernder Knall ertönte. Kreischend flatterten die Pfauen zu Boden und flüchteten ins Unterholz. Die Luft stank verbrannt, und gleichzeitig stieg Missy ein Geruch wie von gekochtem Hühnchen in die Nase. Sie hob den Kopf. Der Rückstoß hatte Selma zu Boden geworfen. Das Baby schrie.

»Nathan«, flüsterte Missy. »Nathan! Ich komme!« Sie rappelte sich auf.

Der Alligator befand sich noch an derselben Stelle, wo sie ihn zuletzt gesehen hatte – nun ja, zumindest größtenteils. Der Kopf fehlte. Sein Rumpf hing halb im Wasser.

»Oh Nathan!« Überall an ihm klebte Blut, in seinem Haar, seinen Augen, seinen Ohren. Sie hob ihn aus dem Körbchen und suchte seine Arme, Beine, den Oberkörper und Kopf nach Verletzungen ab. Doch er schien unverseht zu sein und nicht den kleinsten Kratzer abbekommen zu haben. Sie drückte den winzigen zappelnden Körper fest an sich, was den Kleinen nur noch lauter brüllen ließ, doch das kümmerte sie nicht.

»Ist schon gut, mein Schatz, schhh, alles wird wieder gut.«

»Das Baby?« Selma stützte sich auf die Ellbogen auf.
»Ist es ...«

»Es geht ihm gut. Nathan ist nichts passiert!«

»Dem Herrn sei's gedankt!« Selma verzog schmerzerfüllt das Gesicht, als sie auf die Füße kam. »Und Mr. Remington.« Sie rieb ihre Schulter. »Auch wenn das Ding einen ganz schönen Rückstoß hat.«

Statt einer Erwiderung schloss Missy die Augen und wiegte den kleinen Nathan beruhigend in ihren Armen. Er weinte immer noch, doch es war eher sein gewohntes Jammern, wenn er aus dem Schlaf gerissen wurde – ein Geräusch, so wunderbar wie Glockenklänge. Abrupt schlug sie die Augen auf und sah an sich hinunter. Ihr Kleid war blutbesudelt. Bald würden die Kincaids nach Hause kommen. Wenn sie sahen, was Nathan um ein Haar zugestoßen wäre, würden sie sie auf der Stelle vor die Tür setzen. Und wenn sie Pech hatte, würden sie es nicht dabei belassen.

»Missy«, erklärte Selma entschlossen. »Los, komm schon. Wir haben eine Menge zu tun.«

Plötzlich war ihr trotz der heißen Sonne kalt. »Ich bin völlig erledigt.«

»Das ist die größte Sauerei, die ich jemals gesehen habe, Mädchen.« Selma packte Missys Schulter und rüttelte sie. »Los, jetzt. Als Erstes machen wir den Kleinen sauber.« Kritisch beäugte sie den Korb. »Ja, das sollte nicht allzu schwierig sein.«

Das Fellbündel neben dem Baum bewegte sich und stieß ein leises Wimmern aus. »Sam! Er lebt! O Selma, meinst du, es hat ihn schlimm erwischt?« Als Welpen war Sam eine echte Plage gewesen, hatte die Möbel angeknabbert und in Mr. Kincaids Reisekoffer gepinkelt. Gleichzeitig war er Missys einziger Gefährte gewesen.

»Moment.« Selma trat zu ihm und betastete seine Rippen, die Beine und den Kopf. »Gebrochen ist nichts«, verkündete sie. »Das Vieh hat ihn nur außer Gefecht gesetzt. Ein paar ziemlich üble Prellungen hat er abbekommen, so viel steht fest. Los, ruf ihn zu dir.« Sie richtete sich auf.

»Sam, mein Junge, komm her! Los, Sam.« Ganz langsam schlug der Hund die Augen auf, hob den Kopf und richtete sich mit einem leisen Jaulen zuerst auf die Vorder-, dann auf die Hinterbeine auf. »Braver Junge, Sammy, braver Junge.« Missy konnte sich nicht überwinden, zu dem Kadaver am Ufer hinüberzusehen. »Was ... was machen wir mit ... dem?«

»Was glaubst du wohl?« Selma steuerte entschlossen auf das tote Reptil zu. »Wir essen es. Wenn meine Leute mit ihm fertig sind, ist der Garten bis auf ein paar Pfauenfedern wieder blitzsauber.«

2

Missys Herz flatterte wie eine Motte in einem Einmachglas, als sie über die mit weißem Muschelstaub bedeckte Straße nach Hause lief. Um ein Haar hätte sie Nathan verloren ... Hätte Selma nicht so schnell gehandelt, würde der kleine Junge nun irgendwo im Wasser treiben, bis der Alligator ihn verspeist hätte. Allein die Vorstellung, wie die Strömung an seinen blonden Locken zerrte, wie seine blauen Augen blicklos ins Leere starrten und das urzeitliche Vieh das Maul aufriss, um ihn zu verschlingen... *Gütiger Gott*, dachte sie und zwang sich, ihre Schritte zu verlangsamen, als ihr der Schweiß aus sämtlichen Poren drang. Sie holte tief Luft. Einatmen, ausatmen. »Atmen und beten«, sagte Mama immer. »Das sind die beiden einzigen Dinge, die man jeden Tag tun muss.«

Das Hämmern in ihrer Brust ließ nach. Nathan war in Sicherheit. Und die Kincaids würden nie etwas von dem Vorfall erfahren. Das hatte sie allein Selma zu verdanken ... und noch jemand anderem. Sie blieb kurz stehen und blickte gen Himmel. »Danke.«

Auch wenn es unvorstellbar erschien, dass der riesige Fleischberg innerhalb kürzester Zeit aus dem Garten verschwinden sollte, hatte Missy keinen Grund, an Selmas Versprechen zu zweifeln. Wie es aussah, war ihre gesamte nahe und entfernte Verwandtschaft ihrem Ruf gefolgt und half nun bei der Verarbeitung des Kadavers.

Missy hatte ebenfalls helfen wollen, doch Selma hatte sie weggeschickt. »Geh du heim und mach dich hübsch fürs Barbecue. Ich kümmere mich um Nathan, bis Mrs. Kincaid nach Hause kommt.« Der Kleine, inzwischen frisch gebadet, hatte fröhlich brabbelnd auf ihrer Hüfte gesessen und sich seinen Lieblingsholzelefanten in den Mund gesteckt.

Missy hatte ihm ein letztes Klümpchen geronnenes Blut aus dem blonden Haar gezupft. »Na gut, dann gehe ich jetzt. Danke. Wir sehen uns nachher am Strand.«

Das Barbecue mit anschließendem Feuerwerk zum 4. Juli war der absolute Höhepunkt im Veranstaltungskalender von Heron Key und das einzige Ereignis, an dem auch Farbige teilnehmen durften – auf ihrer Seite des Strands wohlgemerkt. Aber schließlich konnte keiner eine Trennwand am Himmel ziehen, wenn die Raketen in die Luft geschossen wurden. In den letzten Jahren hatte sie das Fest wegen der Arbeit meist verpasst, aber dieses Jahr würde Mama auf Nathan aufpassen.

Als sie gerade im Begriff gewesen war zu gehen, hatte sie etwas gehört, das ihr das Blut in den Adern stocken ließ. »Henry Roberts, bildest du dir etwa ein, du wärst zu schade fürs Arbeiten, bloß weil du in *Pariii* warst? Beweg gefälligst deinen mageren Arsch und pack mit an«, hatte Selma gerufen. Henry hatte kurz salutiert, die Zigarette ausgedrückt und sich mit seiner Machete zu den anderen gesellt, um den Alligator zu zerlegen.

Also ist er tatsächlich wieder hier. Er schien sie nicht wiederzuerkennen, wofür sie durchaus dankbar war, schließlich sah sie aus wie durch den Fleischwolf gedreht. Mit klopfendem Herzen hatte sie ihn beobachtet und sich gewünscht, ganz weit weg zu sein; gleichzeitig

war sie unfähig gewesen, den Blick von ihm abzuwenden. Er sah so anders aus als früher; er war nicht mehr der junge Mann, der vor so vielen Jahren in den Krieg gezogen war. Er war so dünn, dass sich seine Rippen deutlich unter dem feuchten Hemd abzeichneten, und graue Stoppeln bedeckten seine zerfurchten Wangen. Er zog einen schmutzigen Lappen aus seiner Hosentasche und wischte sich den Schweiß im Nacken ab. Wie gebannt starrte sie auf die lange, wie ein Fragezeichen geformte Narbe. Er sah genauso aus wie all die anderen hoffnungslosen Seelen, die in langen Schlangen vor den Suppenküchen im Norden standen, wie sie auf den Fotos in Mr. Kincaids ausgelesenen Zeitungen gesehen hatte.

Der Krieg ist seit siebzehn Jahren vorbei, und er hat es erst dann für nötig gehalten, nach Hause zu kommen, als der Staat ihn und eine ganze Horde verdreckter, hungriger Soldaten hergeschickt hat, damit sie diese Brücke bauen, welche die Fähre nach Fremont ersetzen soll, dachte sie. Falls jemand glaubte, die Veteranen würden durch diese Maßnahme eher auf den Bonus warten, den die Regierung ihnen ursprünglich versprochen hatte, hatte er sich gründlich geschnitten. Wie man hörte, wurde im Lager mehr getrunken und geschlägert als gearbeitet.

Seit sie gehört hatte, dass er wieder zu Hause war, hatte sie der Gedanke an eine Begegnung abwechselnd mit Furcht und Hoffnung erfüllt. Manchmal hatte sie davon geträumt, sie würde ihm in der Kirche oder in der Stadt über den Weg laufen. In ihrer Fantasie trug sie ihr gelbes Kleid mit dem Gänseblümchenmuster, ihren weißen Hut und Handschuhe und ging hoch erhobenen Hauptes an ihm vorbei, ohne ihn zu bemerken. Er trug

seine Uniform, in der er in den Krieg gezogen war, auf Hochglanz polierte Stiefel und Hosen mit messerscharfer Bügelfalte. Und dann hatte sie sich vorgestellt, er würde zum Gruß die Mütze ziehen und völlig verblüfft rufen: »Aber diese wunderhübsche Frau kann doch unmöglich Missy Douglas sein! Als ich fortgegangen bin, war sie noch ein Kind. Darf ich Sie nach Hause begleiten, Ma'am?«

»Ist das etwa die kleine Missy Douglas?« Seine Stimme hatte sie aus ihrem Tagtraum gerissen – diese Stimme, nach deren Klang sie sich achtzehn Jahre lang gesehnt, die sie aber nie wieder zu hören geglaubt hatte. Er hatte Blut von seiner Machete gewischt, sie an seinem Gürtel befestigt und sich mit einem Tuch die Stirn abgetupft. Einen Moment lang hatte sie sich gewünscht, der Alligator hätte sie in die Tiefe hinabgezogen. Blut hatte ihr im Haar und im Gesicht geklebt. Selbst in ihren Schuhen war Blut gewesen, so viel, dass sie quietschten. »Ich hätte wissen müssen, dass du etwas damit zu tun hast.« Ein wissendes Lächeln hatte sich langsam auf seinen Zügen ausgebreitet. »Hast du dem Monstrum ganz allein den Kopf abgebissen?«

Sie hatte den Mund geöffnet und wieder geschlossen, weil ihr beim besten Willen keine Entgegnung eingefallen war. Achtzehn Jahre lang hatte sie sich ihrem Tagtraum hingeeben, hatte gebetet, den lieben Gott, sämtliche Engel und Apostel und das ganze Universum angefleht, ihn zu ihr zurückkehren zu lassen, und nun war er wieder da.

Sie kniff die Augen gegen die Helligkeit zusammen und beschleunigte ihre Schritte. Es würde einige Zeit dauern, bis sämtliche Spuren des Reptils beseitigt wären.

Henry war wieder da, aber was war mit ihm geschehen? Hatte er sich verändert? Vermutlich. War er traumatisiert? Wahrscheinlich. Sie hatte die Geschichten gehört; sie wusste, dass die Veteranen häufig Alkohol tranken, weil sie sonst nicht schlafen konnten, wusste, dass ihre Hände manchmal so heftig zitterten, dass sie kaum ihr Werkzeug halten konnten, dass jedes noch so kleine Geräusch Tränen- oder Wutausbrüche bei ihnen hervorrief. Wie schlimm wird es bei ihm sein? Ihre Furcht vor der Antwort war ebenso groß wie ihr Wunsch, es zu erfahren.

Andererseits hatten sich alle verändert, auch sie selbst. Nichts blieb, wie es war; nicht nach all den Jahren. Was mochte er über sie denken? Darüber, was sie aus ihrem Leben gemacht oder, was noch viel wichtiger war, *nicht* gemacht hatte? Dass sie immer noch bei ihrer Mama lebte, für die Kincaids arbeitete, nie aus Heron Key herausgekommen war oder überhaupt irgendetwas Bedeutungsvolles zustande gebracht hatte. Dass sie jeden Abend mit dem Universallexikon ins Bett kletterte.

Er hatte dagestanden und auf ihre Antwort gewartet. Mit demselben Lächeln wie einst, nur dass es nun auf den Zügen eines viel älteren Mannes lag. Und dann hatte sie zu ihrer tiefen Beschämung kehrtgemacht und war davongelaufen.

Die Hühner stoben empört auseinander, als sie die Verandatreppe hinaufrannte und die Haustür aufriss. Mama stieß einen spitzen Schrei aus und kam auf sie zugelaufen. »Mein Gott, Kind, was haben sie mit dir gemacht? Ist dir was passiert?« Sie tastete sie von Kopf bis Fuß ab. »Ich wusste, dass der Tag irgendwann kommt. Hab ich's nicht immer gesagt? Aber natürlich bist du viel zu

schlau, um auf deine alte Mama zu hören. Wenn ich den Teufel in die Finger kriege, der dir das angetan ...«

»Mir geht's gut, Mama.« Sie zog sich bis auf die Unterwäsche aus und schlüpfte aus ihren stinkenden Schuhen. »Ein Alligator wollte sich das Baby schnappen, aber Selma hat ihm den Kopf weggeschossen. Du hättest sie sehen sollen. Sie hat Nathan und mich gerettet. Und meinen Job. Sie war ...« Sie suchte nach dem passenden Wort. »... einfach überwältigend.«

»Gütiger Himmel, diese Wörter, mit denen du immer um dich wirfst ... Los, gib mir deine Sachen.« Sie streckte die Arme aus. »Die müssen gleich ausgekocht werden.«

Mama stellte den Waschzuber aufs Feuer und goss Meerwasser hinein – Süßwasser gab es nur zum Ausspülen. Sie hatte Missy tausendmal gewarnt, mit derartigen Wörtern nicht außerhalb des Hauses um sich zu werfen. Eines Tages würde sie der Falsche hören und Missy ins Verderben stürzen. Sie gab die blutigen Sachen mit einer anständigen Portion Karbol ins Wasser und rührte alles mit einem Holzlöffel um. Missy hatte schon früher kaum Freunde gehabt. Die anderen Kinder hatten sie hochnäsiger gefunden, weil sie lieber über ihren Büchern gebrütet hatte, statt mit ihnen im Sumpf zu spielen. Und heute war Missy erwachsen und verbrachte ihre Zeit immer noch am liebsten allein. Sie war zu schlau für die Kerle aus dem Ort und zu stolz, um sich dümmer zu stellen, als sie in Wahrheit war. In Missys Alter war sie längst mit Billy, einem behäbigen Fischer, verheiratet gewesen und hatte zwei Kinder zur Welt gebracht. Er hatte seinen Lohn jede Woche versoffen, bevor er ihnen allen den Gefallen getan hatte und eines Nachts voll wie eine

Haubitze hinausgefahren und ertrunken war. Sein Boot war ein paar Tage später ans Ufer getrieben worden; nur eine leere Flasche und sein Fischhaken hatten sich darin befunden. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er über Bord gegangen und ertrunken, aber sie stellte ihn sich als Jona vor, wie er seine restlichen Tage im Magen eines riesigen Wals zubrachte. Da hätte er zumindest genug Zeit, um darüber nachzudenken, was er ihnen, vor allem aber dem kleinen Leon angetan hatte. Sie hielt die Luft an und presste sich die Hand auf die Seite. Allein beim Gedanken an den Jungen bohrte sich ein heftiger Schmerz in ihre Eingeweide.

Summend rührte sie weiter, während sich das Blut allmählich aus dem Stoff von Missys Kleid zu lösen begann. Sie schöpfte den rosafarbenen Schaum ab. Hätte Henry Roberts ihr nach Billys Tod nicht unter die Arme gegriffen, wäre es schwierig gewesen. Er war zwar selbst kaum mehr als ein Kind gewesen, hatte aber trotzdem auf die kleine Missy aufgepasst, damit sie ihrer Arbeit nachgehen konnte. So hatte sie Zeit gehabt, wieder auf die Füße zu kommen. Er hatte sich rührend um die Kleine gekümmert, obwohl sie ihm wie ein Entchen hinterhergewackelt war und ihn vor seinen Freunden bestimmt dauernd unmöglich gemacht hatte. Dennoch war er immer geduldig und freundlich mit ihr gewesen. Jeden Abend hatte er ihr Geschichten vorgelesen und sie dadurch zu einem Bücherwurm gemacht – Geschichten über alle möglichen Orte, von denen sie noch nie gehört hatte, mit wohlklingenden Namen wie Sansibar und Ceylon, und auch von einer Schatzinsel hatte er ihr erzählt. Im Schein der Nachttischlampe hatten die beiden die Köpfe zusammengesteckt, und als er fortgegan-

gen war, hatte es Missy schwerer getroffen als der Tod ihres Daddys.

Sie hatte gehört, dass er wieder hier war und mit diesen verlausten Veteranen drüben im Lager wohnte. Tja, Henry Roberts, dachte sie und kippte das Schmutzwasser aus, da wirst du uns wohl einiges erklären müssen.

Missy füllte bräunliches Wasser aus der Zisterne in die Wanne. Es hatte einen ganz speziellen Geruch, aber immerhin würde sie den Gestank nach Schlachthof loswerden. Sie hörte Mama hinter dem Vorhang summen und sah, dass sich das Wasser dunkel verfärbte, kaum dass sie hineingestiegen war. Sie schrubbte sich von Kopf bis Fuß ab, dann hielt sie sich die Nase zu und tauchte unter. Obwohl sie sich viel sauberer fühlte, war ihr klar, dass der Gestank noch tagelang an ihr haften würde.

Wasser tropfte ihr von der Nasenspitze. Selma hatte jeden einzelnen von Henrys Briefen aus Frankreich aufgehoben und nie die Hoffnung aufgegeben, dass er eines Tages nach Hause, zu seiner Familie, zurückkehren würde. Sie hatte stets ein Zimmer für ihn freigehalten, doch als der Tag seiner Rückkehr endlich gekommen war, hatte es sich völlig anders angefühlt als erwartet. Er sei wieder daheim, aber irgendwie auch nicht, erklärte sie. Er wollte nicht in dem hübschen Zimmer im Haus seiner Familie schlafen, sondern lieber in einer dieser heruntergekommenen, stinkenden Bruchbuden, aus denen das sogenannte Lager bestand. Und damit nicht genug: Sie fand heraus, dass er bereits seit Monaten zurück gewesen war, bevor er sich gemeldet hatte, und auch danach mied er die Stadt, so gut es ging. Und all das ohne ein Wort der Erklärung. Missy hatte Selma

noch nie weinen gesehen, doch als sie erfahren hatte, dass ihr Bruder heimgekehrt war, ohne Kontakt mit seinen Lieben aufzunehmen, war ihr die Enttäuschung ins Gesicht geschrieben gewesen. Trotzdem nahm sie jede Woche den fünf Meilen langen Marsch zum Lager auf sich, um ihm ihren Schmorbraten, Hühnchen und natürlich ihren weit und breit bekannten Pffirsichauflauf zu bringen. Sie hatte mit eigenen Augen gesehen, welcher abscheuliche Fraß den Veteranen aufgetischt wurde, und erklärt, selbst ihre Schweine hätten es besser. Je nachdem, wie der Wind stand, zog der Gestank der Lagerlatrinen durch die ganze Stadt. Das Lager sei eine echte Schande, hörte Missy Mr. Kincaid regelmäßig sagen, sowohl für die Männer als auch für ihr Land selbst.

Missy kratzte sich das getrocknete Blut unter den Nägeln hervor und ließ die nachmittäglichen Ereignisse noch einmal Revue passieren. Es war ganz schön knapp gewesen. Mittlerweile waren die Kincaids bestimmt wieder zu Hause. Sie waren schon ein merkwürdiges Paar. Das fanden alle. Als Selma ihr das erste Mal erzählt hatte, dass Mr. Kincaid gern mal einen über den Durst trank, hatte Missy ihn empört in Schutz genommen. Aber dann waren auch ihr die Anzeichen aufgefallen: der Geruch nach Mundwasser, wenn er abends nach Hause kam, die übertriebene Aussprache, die Kratzer rings um das Schloss auf der Fahrerseite des Cadillacs. Es hatte um die Zeit von Nathans Geburt angefangen, und Selma wusste nur zu gut, woran es lag. »Manche Männer können eine Frau nicht mehr auf dieselbe Weise ansehen, wenn sie erst einmal ein Kind zur Welt gebracht hat. Ich kenne Burschen, die sind aus dem Krankenhaus gekommen und einfach fortgegangen, die Straße runter, ohne

sich noch einmal umzudrehen.« Und Mrs. Kincaid wurde jeden Tag fetter, obwohl Missy ihre Essensportionen stets im Auge behielt. Fast war es, als glaube die arme Frau, die Aufmerksamkeit ihres Mannes nur auf sich ziehen zu können, indem sie schlichtweg mehr Raum in Anspruch nahm. Ihre heimliche Fresserei, seine heimliche Trinkerei... Missy konnte weder das eine noch das andere nachvollziehen.

Trotzdem mussten die Kincaids einander doch früher einmal geliebt haben, sonst hätten sie wohl kaum geheiratet, oder? Im Grunde hatten sie alles, was man sich vorstellen konnte, um glücklich zu sein. Ein schönes Haus mit einer großen Veranda und hohen Decken, das als eines der ersten über elektrischen Strom verfügte. Ein Haus wie dieses war regelrecht dafür bestimmt, voller Kinder zu sein, doch inzwischen deutete einiges darauf hin, dass Nathan das einzige bleiben würde. *Das Baby ist in Sicherheit. Dem Herrn sei's gedankt. Und Mr. Remington.*

Missys Magen zog sich zusammen. Sie hatte seit Tagesanbruch nichts mehr zu sich genommen, aber heute Abend würde es genug zu essen gegeben. Ein Schwein schmorte bereits seit zwei Tagen in einem Erdloch. Das Fleisch würde herrlich saftig und aromatisch schmecken; dazu würden Mamas berühmte Barbecue-Sauce, verschiedene Salate und Maisbrot aufgetischt werden. Außerdem würde es frischen Butternusskürbis mit Limonensaft, Muscheln, Schildkrötensteaks und als Nach-tisch Limonenkuchen und Selmas berühmten Pfirsichauflauf geben und dazu massenweise Bier, das in einem Zuber voll Eis gekühlt wurde. Sie hatte gehört, dass die Leute im Norden Hunger litten und sich stundenlang für

eine Schale voll dünner Suppe anstellen mussten, und die Bauern im Mittleren Westen versuchten verzweifelt, das völlig verdorrte Land zu bewirtschaften. *Ist Henry deshalb zurückgekommen? Weil er es leid war, ständig Hunger zu haben?*

Sie wusch sich das Haar, schrubbte Gesicht und Ohren mit dem kostbaren Stück Ivory-Seife, das sie wie einen Schatz hütete. Es gab so viele Fragen, die ihr auf der Zunge brannten. Fragen nach dieser langen, wie ein Fragezeichen geformten Narbe an seinem Hals. *Welche Geschichten hast du zu erzählen?*, fragte sie sich, während sie mit dem Finger ein Fragezeichen an ihrem eigenen Hals nachzeichnete. Sie hoffte, dass er zum Barbecue kommen würde, und gleichzeitig wünschte sie sich, er käme nicht. Sie hatte gehört, dass die Veteranen eingeladen worden waren, obwohl viele sich dagegen ausgesprochen hatten.

»Er war da, Mama. Er hat mitgeholfen«, rief sie. Das Platschen verstummte.

»Wie hat er ausgesehen?«

»Wie Doc Williams.« Henry hatte nicht nur älter ausgesehen – damit hatte sie gerechnet –, sondern auch denselben Ausdruck in den Augen gehabt wie Doc Williams nach seiner Rückkehr aus dem Krieg. Auch er hatte diese tiefen Ringe unter den Augen gehabt, die trotz der gesunden Küche und der herrlichen Sonne Floridas niemals wegzugehen schienen. Es war, als wären die Soldaten innerlich gebrandmarkt von dem, was sie an der Front gesehen hatten. Aber irgendwo muss es herauskommen, dachte Missy. An den Augen.

Das Platschen setzte wieder ein. »Kommt er heute Abend auch?«, rief Mama.

»Ich denke schon«, sagte sie, in der Hoffnung, dass Mama sie nicht hörte.

Mama sah hinter der Trennwand hervor. »Hast du ihn nicht gefragt?«

Missy wollte nicht zugeben, dass sie sich wie eine alberne Göre verhalten hatte und einfach davongelau-
fen war. Sie ließ sich tiefer ins Wasser gleiten. Rote Blut-
flocken trieben auf der Oberfläche. Sie wollte aus der
Wanne steigen, aber Mama hatte sich mit in die Hüften
gestemmt. »Nicht direkt,
nein.«

Mama zog sie aus der Wanne und rubbelte sie mit
einem rauen Handtuch ab. »Hab. Ich. Dir. Denn. Gar.
Keine. Ma. Nie. Ren. Bei. Ge. Bracht«, erklärte sie im
Rhythmus ihrer Bewegungen und zwang Missy, ihr ins
Gesicht zu sehen.

Missy betrachtete sich mit Mamas Augen. Für ihre
Mutter war sie immer noch ein Kind, keine erwachsene
Frau. All die Jahre voller Sorgen und Hoffnungen, die sie
gemeinsam durchlebt hatten. Es war lange, lange her,
seit etwas Gutes in ihrem Leben passiert war.

»Komm her, Schatz.« Mama schlang das Handtuch um
sie. Sekundenlang standen sie da, Missys Kopf an ihrer
Schulter, während Mama ihr den Rücken rubbelte. »Es
wird alles gut. Alles wird gut, du wirst schon sehen. Und
jetzt« – Mama löste sich und musterte sie eindringlich –
»kommt die große Frage: Was ziehst du heute Abend an?«

»Das gelbe Kleid mit dem Gänseblümchenmuster.«

3

Doc Williams verstaute eine Rolle Verbandszeug in seiner alten Ledertasche und gab eine Flasche Mercuchrom dazu. Dann machte er den Verschluss zu, überlegte noch einmal kurz, öffnete die Tasche erneut und legte eine weitere Rolle Verbandszeug hinein. »Allzeit bereit sein«, predigte er den Jungs seiner Pfadfindergruppe immer. Er machte die Tasche zu und drückte sie kurz an sich. Das gute Stück hatte ihn schon durch den Krieg und wieder nach Hause begleitet; vermutlich klebte noch der Dreck aus Frankreich in den Nähten, das Blut am Leder. »Bald ist es so weit, alter Freund«, sagte er und tätschelte die Tasche liebevoll.

Er sah Männer Treibholz und Sägeböcke für das Barbecue am Abend den Strand entlangtragen. Zeke strampelte auf seinem alten Fahrrad mit seinem Ara Poncho auf der Schulter vorbei; die leuchtend kobaltblaue Schwanzfeder des Vogels wippte auf und ab. Vor nicht allzu langer Zeit hatte er Zeke in seiner Hütte am Strand aufgesucht, um sich seine chronischen Geschwüre an den Beinen anzusehen, doch da der Kerl die meiste Zeit des Tages im Salzwasser stand und auf die Wellen hinausbrüllte, konnte er nicht viel für ihn tun. Zeke war nicht immer so gewesen: Früher hatte er auf der Ananasplantage seines Onkels gearbeitet und in seiner Freizeit in einem kleinen Ruderboot in den Mangro-

venwäldern gesessen, wo er stundenlang auf die stumpfe braune Sumpfbrühe gestarrt und geduldig auf ein Zucken an der Angelschnur gewartet hatte. Er kannte die besten Plätze und nahm ab und zu sogar Touristen mit. Und stets war Poncho bei ihm. Der Sturm von 1906 hätte alles verändert, sagten die Leute. Zeke war der einzige Überlebende seiner Familie. Sechzehn seiner Angehörigen waren dabei umgekommen; seine kleine Schwester war seinen Armen entrissen und von umherfliegenden Balken erschlagen worden. Seitdem lag er in stetem Streit mit dem Meer und lebte allein mit Poncho in seiner einsamen Hütte am Strand.

Doc fiel auf, dass sich seine Geschwüre verschlimmert hatten. Es machte ihm zu schaffen, dass er seine Patienten nicht länger als Menschen wahrnahm, sondern nur mehr als eine Ansammlung von Krankheiten: Zeke war gleichbedeutend mit Geschwüren, Missys Mama mit völlig aus dem Ruder laufendem Diabetes, und Dolores Mason war der fleischgewordene Tripper (wieder mal). Alles hatte im Krieg angefangen. Natürlich. Damals, als seine Tage aus nichts als einer blutigen Wunde nach der anderen bestanden hatten. Wären ihre Schreie nicht gewesen, hätten sie ebenso gut Leichen sein können. Und dann, als der Krieg beinahe gewonnen gewesen war, hatte die Spanische Grippe viele der Männer dahingerafft, die die Schlachten überlebt hatten. Jedes Fünkchen Glauben, das er zu diesem Zeitpunkt noch gehabt haben mochte, war endgültig verflogen, als er hilflos dabei zugesehen hatte, wie sie in ihren eigenen Körperflüssigkeiten ertrunken waren.

Nun hingegen, nach dem Krieg, gehörte es zu seinen Aufgaben als Arzt, den Patienten zuzuhören, doch zuwei-

len waren sie nichts weiter als sprechende Fleischklumpen – genauso wie das tote Schwein, das gerade aus seinem sandigen Grab gehievt wurde.

Seufzend putzte er seine Brille mit dem Hemdzipfel und versuchte, so etwas wie Begeisterung in sich heraufzubeschwören. Die Hitze bereitete ihm Kopfschmerzen. Zwar lag das Bier bereits auf Eis, aber er musste nüchtern und klar im Kopf bleiben. Ihm graute schon die ganze Zeit vor dem Barbecue; und das nicht nur, weil die Leute sich wieder mal an Mabel Hicksons Kartoffelsalat den Magen verderben oder sich die Finger an den Feuerwerkskörpern verbrennen würden. Nein, der eine oder andere würde im Rausch ins Meer laufen, herausgezogen und womöglich sogar wiederbelebt werden müssen. Das leise Rauschen der Wellen drang durch das geöffnete Fenster. Das Meer, so unschuldig in der Nachmittagssonne, wartete geduldig darauf, die Unvorsichtigen zu verschlingen.

Auf all das war er vorbereitet. Ebenso wie auf die Gewalt, die sich unweigerlich Bahn brechen würde, wenn Schwarze und Weiße, angestachelt vom Alkohol und alten Feindseligkeiten, aufeinandertrafen. Man konnte die Uhr danach stellen, dass es über kurz oder lang zu einer Schlägerei zwischen Ike Freeman und Ronald LeJeune kommen würde. Dabei konnte sich keiner erinnern, wo der Hass überhaupt herrührte, nicht einmal die beiden Streithähne selbst. Einige glaubten, dass es irgendetwas mit einer Milchkuh zu tun hatte. Dass Ikes Großvater Sklave von Ronalds Großvater gewesen war und nicht gerade gut behandelt worden war, trug noch zu der Situation bei. Folglich gingen sie einmal im Jahr aufeinander los und prügeln sich gegenseitig die Seele

aus dem Leib. Es war eine Art Ritual. Und Doc musste in der Nähe bleiben, um die beiden anschließend wieder zusammenzuflicken.

Er schenkte sich ein Glas Limonade ein und gestattete sich, wie jedes Jahr an das kleine Einwanderermädchen zu denken. Sechs Monate zuvor war er aus dem Krieg zurückgekehrt. Noch immer hatte er Leanne Nacht für Nacht mit seinen Schreien aus dem Schlaf gerissen und war tagsüber von den Dämonen seiner Erinnerungen terrorisiert worden, die ihn unablässig begleiteten. Selbst wenn er mit der kleinen Cora gespielt hatte, sah er die Haufen amputierter Gliedmaßen, die wie in einer grotesken Puppenfabrik herumlagen, spürte die Gedärme, die sich um seine Knöchel schlangen, hörte die Schreie der zahllosen Männer mit den bis zur Unkenntlichkeit verbrannten Gesichtern. Nach seiner Rückkehr hatte er gehofft, das Barbecue zum 4. Juli könne ihm eine ersehnte Dosis Normalität und Ablenkung schenken und ihm helfen, seinen angestammten Platz in der Gesellschaft und seinem alten Leben wiederzufinden. Er hatte sich regelrecht darauf gefreut, nach all der Massenvernichtung menschlicher Leiber wieder normale Alltagsverletzungen behandeln zu dürfen.

Das Mädchen war gerade einmal sechs Jahre alt gewesen und hatte eine kleine, harmlos aussehende Wunde an der Fußsohle gehabt. Sie war mit den anderen Kindern ausgelassen ums Lagerfeuer gerannt und dabei in einen rostigen Nagel getreten. Ihre Mutter, eine der zahllosen Helferinnen, die Jahr für Jahr zur Zitronenernte in die Keys kamen, hatte die Wunde ausgewaschen und anschließend mit Honig bestrichen. Als Doc gerufen worden war, war das Mädchen bereits in einem Krampf erstarrt

gewesen, und er hatte nichts anderes für sie tun können, als sie in den Armen zu halten, während sich die Lähmung weiter in ihrem Körper ausgebreitet und schließlich auch die Lunge erfasst hatte. Ein alter Armeekumpen hatte ihm erzählt, dass an einem Impfstoff gegen Tetanus gearbeitet wurde, doch für die Kleine war jede Hilfe zu spät gekommen. Danach erreichten seine Albträume eine völlig neue Dimension. Plötzlich waren sie nicht mehr in der Ferne, sondern schienen ihn aus aller nächster Nähe zu bedrohen. Seither konnte er sich nie wieder auf das Feiertagsbarbecue freuen.

Wegen der frisch eingetroffenen Veteranen würde es dieses Jahr noch schlimmer werden als sonst. Trotz seiner geäußerten Bedenken hatte man sie zu den Feierlichkeiten eingeladen. Es war ihm nicht leichtgefallen, schließlich war er ebenfalls ehemaliger Soldat, aber seine häufigen Besuche im Lager hatten ihn in seiner Ansicht bestärkt, dass es höchst unklug wäre, sie am Fest teilnehmen zu lassen. Sein Blick fiel auf die jüngste marktschreierische Überschrift im Heron Key Bugle: VETERANEN NACH ZAHLTAGSSCHLÄGEREI FESTGENOMMEN. Schlagzeilen wie diese waren leider an der Tagesordnung, auch wenn sich der Schaden bislang in Grenzen hielt. Noch.

Er presste das kühle Glas an die Kehle und dachte daran, wie sehr ihn sein erster Besuch im Lager schockiert hatte. All das unfassbare Elend. Man hatte ihn gerufen, um einem armen alten Sergeanten aus Minnesota zu helfen, der sich beim Versuch, seine Kochstelle mit Oleanderholz zu befeuern, eine Vergiftung zugezogen hatte. Doc wusste nicht, wieso ihn keiner vor den unschuldig aussehenden Zweigen mit den hübschen rosa

Blüten gewarnt hatte, die überall an der Küste wuchsen. Die Männer waren in engen, hoffnungslos überfüllten Hütten untergekommen, bei denen es sich in Wahrheit um ein paar windschiefe Holztrennwände mit darüber gespanntem Segeltuch handelte. Weiße und Schwarze waren auch hier getrennt untergebracht und teilten sich lediglich bei der Verrichtung ihrer Notdurft das Leid: Die Latrinen waren noch schlimmer als jene in den Schützengräben, und allein der Gestank stellte eine Gefahr für Leib und Leben dar. Doc hatte seine Bedenken Trent Watts, dem Lagerleiter, mitgeteilt, doch genauso gut hätte er sich an einen Granitblock wenden können. Wenn die Männer nicht gerade in der feuchten Gluthitze an der Brücke nach Fremont arbeiteten, hatten sie keinerlei Beschäftigung. Außer zu trinken. Die Arbeit war ihrem Empfinden nach die Strafe dafür, dass sie ihrem Unmut über ihre nicht ausbezahlten Boni mit einem Protestmarsch gen Washington Luft gemacht hatten. Und nun mussten sie sich auch noch diese Schmach gefallen lassen: an einem Ort eingepfercht zu sein, der kaum besser als die Hölle sein konnte, irgendwo am Ende der Welt, wo in null Komma nichts in Vergessenheit geriet, was sie für ihr Land getan hatten.

»Bist du so weit?«, rief eine Stimme und riss Doc aus seinen Gedanken. Das Gesicht von Deputy Sheriff Dwayne Campbell erschien an der Fliegentür. Dwayne, stets nett und umgänglich, wie immer in seiner ungebügelten Uniform, deren Hemd über seinem Bauch spannte. Seit der Geburt seines Sohnes Roy hatte Doc ihn kaum zu Gesicht bekommen. Allerdings hatte er gehört, Dwayne habe das Mischlingsbaby angenommen, was wohl nicht viele Männer in seiner Situation getan

hätten. Noreen Campbell war es hingegen nicht ganz so gut ergangen. Es hieß, sie beziehe regelmäßig Schläge, und zwar von der Sorte, die keine blauen Flecke hinterließen – Dwayne ging mit großer Vorsicht zu Werke –, doch da sie sich nicht an ihn gewandt hatte, konnte Doc ihr nicht helfen. Er hatte Dwayne mit seinem offenen, sommersprossigen Gesicht, auf dem ein steter Ausdruck leisen Erstaunens lag, immer gut leiden können. Der Deputy mochte nicht der Allerhellste sein, schaffte es jedoch normalerweise, Konflikte zügig und friedlich zu entschärfen, wobei ihm häufig seine massige Gestalt zugute kam.

»He, Dwayne. Ich mache mich gerade fertig.«

»Tja, ich weiß nicht recht, Doc.« Auch Dwayne hatte sich gegen die Einladung der Veteranen zum Barbecue ausgesprochen. Er nahm den Hut ab und wischte sich mit einem Taschentuch über die Stirn. Der Teint an seinem Haaransatz zeigte deutlich, wo die Krempe sein Gesicht vor der Sonne geschützt hatte.

Doc hatte darauf gehofft, dass Dwayne auf seine jahrelange Erfahrung bauen und dem Abend mit gewohnter Ruhe und Gelassenheit entgegenblicken würde. Doch die zusammengebissenen Zähne und angespannten Schultern des Deputys legten einen anderen Verdacht nahe. Doc fragte sich, ob es zu Hause Ärger gegeben hatte, gelangte aber zu dem Schluss, dass dies nicht der richtige Moment war, um Dwaynes häusliche Probleme zu erörtern. Die nächsten zwölf Stunden zu überstehen stand jetzt an allererster Stelle.

Dwayne setzte sich an den Küchentisch. »Hast du noch was von der Limonade?«

Doc schenkte ihm ein Glas ein; es entging ihm nicht,

dass Dwaynes Hand leicht zitterte, als er danach griff. Dwayne kippte den Inhalt in einem Zug hinunter und stellte das leere Glas auf den Tisch.

»Wir haben sie gewarnt«, sagte er und wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab. »Aber sie konnten es ja nicht lassen. Und du und ich dürfen dann hinterher die Einzelteile einsammeln.«

Doc konnte beide Seiten verstehen. Wie sollte man die Veteranen ausgerechnet an dem Abend nicht einladen, wenn die ganze Nation jene Männer feierte, denen sie ihre Freiheit zu verdanken hatte? Sie hatten ihr körperliches Wohl und in vielen Fällen ihre geistige Gesundheit für ihr Vaterland geopfert. Trotzdem war er überzeugt davon, dass sie eine Gefahr darstellten, für andere ebenso wie für sich selbst.

»Vielleicht geht ja alles gut«, meinte er und registrierte einen Anflug von törichtem Optimismus in seiner Stimme. »Vielleicht läuft ja alles ganz friedlich ab. Ist das so abwegig?«

Dwayne musterte ihn lediglich mit hochgezogenen Brauen. So angespannt hatte Doc ihn noch nie erlebt.

»Okay«, fuhr Doc fort. »Was könnte schlimmstenfalls passieren?«

Dwayne kippelte auf seinem Stuhl und faltete die Hände über dem Bauch. »Keine Ahnung, aber wie wär's damit – vielleicht saufen sie erst alle Vorräte weg, und dann durchforsten sie die Häuser der Leute nach noch mehr Alkohol. Vielleicht fällt ihnen auch ein, dass sie schon lange keine Frau mehr hatten. Wenn du mich fragst, ist das verdammt lang her. Diese Typen sind Irre, das weißt du doch am allerbesten. Suffköpfe und Irre.« Er beugte sich vor und legte die Ellbogen auf den Tisch.

»Würdest du sie gern bei dir im Haus haben wollen, wenn du noch Frau und Kind hättest?«

Statt etwas zu erwidern, polierte Doc seine Brillengläser, obwohl sie längst blitzblank waren.

»Entschuldige«, murmelte Dwayne. »Ich weiß, dass es nicht so einfach für dich ist.«

»Das ist lange her, Dwayne.« *Fünf Jahre, vier Monate und dreizehn Tage, um genau zu sein.* Vermutlich hätte er auf die Minute nennen können, wann Leanne ihn verlassen und Cora mitgenommen hatte. Er habe sich verändert, hatte sie gesagt. Er sei wie betäubt, ohne ein Gefühl für die Welt um sich herum, ohne Gefühl für sie und Cora; nur nicht in den Nächten, wenn er schreie und schreie und schreie. Sie hatten es mit getrennten Schlafzimmern versucht. Eines Nachts war er aufgewacht, beide Hände um die Kehle seiner Frau gelegt, um sie zu erwürgen, während sie ihn aus weit aufgerissenen Augen angestarrt und die kleine Cora aus Leibeskräften in ihrem Bettchen gebrüllt hatte. Er hatte keine Ahnung gehabt, wie er in ihr Zimmer gekommen war. Wenig später hatte sie ihn verlassen. Die beiden lebten jetzt bei Leannes Eltern in Georgia. Cora schrieb ihm regelmäßig, mit ihrer schmerzlich sorgfältigen Kinderhandschrift, und Leanne teilte ihm in ihren seltenen Briefen mit, dass sie sich sehr gut in der Schule mache.

Blinzelnd kehrte Doc ins Hier und Jetzt zurück, während Dwayne gerade irgendetwas von Verstärkung erzählte. Er blickte ihn über den Rand seiner Brille hinweg an. »Du hast Unterstützung angefordert?«

»Ja, ein paar Jungs aus Fremont.«

»Aber sie halten sich zurück und greifen erst ein, wenn es ernst wird, oder?« Er konnte sich lebhaft vorstellen,

wie eine Handvoll wildfremder, gelangweilt herumstehender Cops bei den Leuten ankommen würde. Das roch nach Ärger.

Unvermittelt schob Dwayne seinen Stuhl zurück und stand auf. »Ich mache nur meine Arbeit«, erklärte er und zeigte mit dem Finger auf Doc. »Und du deine.« Er griff nach seinem Hut, ging zur Hintertür hinaus und ließ sie geräuschvoll ins Schloss fallen.

Doc sah zu, wie Dwayne über den heißen Asphalt zum Strand stapfte, und massierte sich die Brust. Erst vor wenigen Tagen hatte ein anderer wütender Mann auf demselben Stuhl in seiner Küche gesessen: Henry Roberts hatte etwas Stärkeres als Limonade bevorzugt. Ihre gemeinsame Zeit in Frankreich und die Erinnerungen daran hatten ein Band zwischen ihnen geschaffen, das nicht einmal die Rassendiskriminierung zerstören konnte. Henry hatte dagesessen und an seinem Bourbon genippt, während draußen die Grillen zirpten und Motten um die kahle Glühbirne über ihren Köpfen kreisten. Henrys Kleider waren so verwaschen, dass sie einen undefinierbaren graubraunen Einheitston angenommen hatten, und rochen muffig, und die gespannte Haut über seinen hohlen Wangen zeugte von langen Monaten des Hungerns... Nichts erinnerte an den lebhaften jungen Mann, der vor all den Jahren mit ihm in den Krieg gezogen war.

Doc hatte den Ausdruck in Henrys Blick auf Anhieb erkannt – denselben Ausdruck sah er jeden Morgen im Spiegel. Er lud nicht zu Fragen ein. Die Vergangenheit war der Stoff, aus dem ihre Alpträume entstanden, die Gegenwart galt es zu ertragen, und die Zukunft... nun ja, Doc hatte gelernt, was es einem einbringen konnte, wenn man konkrete Pläne hatte. Sein Plan war ganz ein-

fach gewesen: eine Familie zu gründen, seine Patienten zu behandeln und gemeinsam mit Leann alt zu werden. Doch allem Anschein nach hatte das Universum andere Vorstellungen.

Doc hatte schon immer den Eindruck gehabt, dass Henry anders war als alle anderen. Er hatte ein Ziel vor Augen, wie auch immer es aussehen mochte. Und eines Tages würde er es auch erreichen, daran gab es keinen Zweifel für Doc. Nach dem Krieg aber war er einfach verschwunden, und nicht einmal seine Schwester Selma hatte gewusst, was aus ihm geworden war. Er war bloß einer von Zehntausenden von Männern, die im Kielwasser des Kriegs untergegangen waren. Doc sah den Schatten, der über Henrys Augen zu liegen schien, die Resignation, die Hoffnungslosigkeit und die Scham... jene Bitterkeit, die zurückblieb, wenn der Zorn das Herz eines Menschen vergiftete.

»Und, wie sind deine Pläne, Henry?«

»Es gibt keine Pläne, Doc«, antwortete Henry und schwenkte sein Glas. »Ich dachte immer, ich verdiene einfach genug Geld, damit Selma und Grace versorgt sind, und gehe nach Frankreich zurück.«

»Hast du eine Liebste dort?«

»Ja.« Ein Lächeln flackerte über Henrys düstere Züge. »Thérèse. Ich hab sie kennengelernt, als wir vor ihrem Dorf kampiert haben. Ich hab ihr versprochen, dass ich zurückkomme. Eines Tages.« Die Schatten kehrten zurück. »Aber vermutlich ist sie längst verheiratet.«

Doc erinnerte sich, wie die Soldaten von den Franzosen empfangen worden waren – ohne Vorbehalte im Hinblick auf militärischen Rang oder Hautfarbe. »Es muss dir sehr schwergefallen sein, hierher zurückzu-

kommen zu ... all dem hier.« Er richtete den Blick auf die separate Tür für die farbigen Patienten. Alles war streng getrennt, vom Ausgabefenster in Mitchells Laden bis hin zum Diner am Highway. Doc hatte sogar eine Straßenkarte der Südstaaten gesehen, auf denen jene Restaurants eingezeichnet waren, die über Toiletten für Schwarze verfügten.

»Vermutlich schon«, sagte Henry leise und blickte auf die bernsteinfarbene Flüssigkeit in seinem Glas. »Ich dachte ... wir dachten, dass es anders wäre, wenn wir nach Hause kommen. Dass sich etwas verändert hätte. Aber stattdessen ...«

»War es noch schlimmer als vorher«, sagte Doc und dachte an jene Tage zurück, als sie heimgekehrt waren, voller Euphorie, Stolz auf ihren Sieg und Glauben an eine strahlende Zukunft. Doch ihre anfängliche Begeisterung hatte sich im Handumdrehen verflüchtigt, als Amerika festgestellt hatte, dass die Männer ganz neue Ideen und fremdes Gedankengut mit nach Hause gebracht hatten. Wie es schien, konnten sich die Menschen nicht mit dem Gedanken anfreunden, dass ein neues Zeitalter angebrochen war, sondern hielten eisern an der alten Ordnung fest: *Alles soll schön so bleiben, wie es ist, vielen Dank*. Doc erinnerte sich noch gut an die damaligen Schlagzeilen. Es war beinahe, als hätte eine Art Massenwahn um sich gegriffen. In den Städten kam es zu Kämpfen, Unschuldige wurden gelyncht, sogar unten in Fort Lauderdale. Selbst im verschlafenen Heron Key hatte man den eisigen Wind der Veränderung gespürt. Und dann, 1929, kam die Weltwirtschaftskrise, die die Menschen bewog, sich umso erbitterter an ihren Traditionen festzuklammern.

»Ich verstehe dich vollkommen«, sagte Doc und versuchte sich auszumalen, wie sich jemand wie Henry vornehmen musste – ein Offizier, dem eigentlich alle Türen zu Ruhm und Wohlstand hätten offenstehen müssen. »Mir ist klar, weshalb du lieber nach Frankreich zurückgehen würdest, aber wenn sich in diesem Land jemals etwas ändern soll, sind wir ohne Männer wie dich aufgeschmissen.«

Henry schien sich aus seiner Erstarrung zu lösen. »Willst du, dass ich mit einem Strick um den Hals ende? Oder mir noch Schlimmeres zustößt? Ich hab von einem Kerl gehört, dem vorgeworfen wurde, er hätte ein weißes Mädchen vergewaltigt. Sie haben ihn gezwungen, seinen eigenen Schwanz zu fressen, bevor sie ihn mit Kugeln durchsiebt haben. Kleine Kinder haben ihm die Genitalien abgeschnitten, Doc.« Er knallte sein Glas so heftig auf den Tisch, dass die Flüssigkeit auf die Resopalplatte spritzte. »Als Andenken, Doc.« Er hielt inne. »Als Andenken«, fuhr er etwas leiser fort. »Und was tun Leute wie du dagegen?«

Also glimmt doch noch ein Funken Wut in ihm, dachte Doc hoffnungsvoll. Solange man wütend war, fühlte man noch etwas. Das war immer noch besser als die abgrundtiefe Hoffnungslosigkeit, die auf seinen Schultern lastete. Und Henry hatte vollkommen recht: Wie konnte er, Doc, von Veränderung faseln, wo er selbst jeden Kampfgeist verloren hatte? Der lag irgendwo im Schlamm der französischen Schützengräben.

Er überprüfte seine Tasche ein letztes Mal. *Vielleicht geht heute Abend ja alles gut. Vielleicht verläuft alles ganz friedlich*. Er ließ den Blick durch den Raum schweifen, ehe er die Tasche ergriff und in den spätnachmit-